INDIVIDUAL-PSYCHOLOGIE UND FRAUENFRAGE

VON HEDWIG SCHULHOF



SCHRIFTEN
DES VEREINS FÜR INDIVIDUALPSYCHOLOGIE
NUMMER 6

Verlag von Ernst Reinhardt in München

ıen

Schriften des Vereins für Individualpsychologie.
Heft 6.

Individualpsychologie und Frauenfrage

von

Hedwig Schulhof.



München 1914.
Verlag von Ernst Reinhardt.

Motto: „Ein Faktum unseres Lebens gilt nicht insofern es wahr ist, sondern insofern es etwas zu bedeuten hatte.“

Goethe (Gespr. m. Eckermann).

„Ich erwarte immer noch, daß ein philosophischer Arzt im ausnahmsweisen Sinne des Wortes — ein solcher, der dem Problem der Gesamtgesundheit von Volk, Zeit, Rasse, Menschheit nachzugehen hat — einmal den Mut haben wird, meinen Verdacht auf die Spitze zu treiben und den Satz zu wagen: bei allem Philosophieren handelte es sich bisher garnicht um „Wahrheit“ sondern um etwas anderes, sagen wir um Gesundheit Zukunft, Wachstum, Macht, Leben!“ An diese Worte Nietzsches in seiner Vorrede zur „Fröhlichen Wissenschaft“ mußte ich unwillkürlich denken, als ich die „Grundzüge einer vergleichenden Individualpsychologie und Psychotherapie“ las, die Dr. Alfred Adler in seinem Buch: „Über den nervösen Charakter“ (Verlag Bergmann, Wiesbaden) niedergelegt hat. Hier, wo ein Arzt im Dienste seiner Wissenschaft darauf ausgegangen ist, das dunkle Gebiet der Neurosen zu erhellen, fällt in und zwischen den Zeilen eine Fülle neuen Lichts auf unsere „Wahrheiten“.

Adler vertritt darin zunächst die Überzeugung, daß es im Seelenleben des Nervösen keinen Zug gibt, der sich nicht spurenweise auch in der Psychologie des sog. Normalen vorfindet und so geschieht es, daß seine ärztlichen Forschungen mitten hinein führen in die Probleme der Moralphilosophie und Pädagogik, der sozialen Frage und der Frauenfrage. „Minderwertigkeitsgefühle“, die, auf der Basis organischer Minderwertigkeiten erwachsen, für ihn den Ausgangspunkt der Neurosen bilden, sind auch die treibenden Kräfte im Seelenleben des gesunden Menschen. Auch ihn den Sterblichen, den Schwächeren gegenüber der Natur und Gesellschaft, begleitet ein Gefühl der Unsicherheit von der Wiege bis zum Grabe, aus dem er zeitlebens unbewußt nach Kraft und Sicherheitsgefühl, also nach „Wachstum, Macht, Leben“ strebt und diese Sehnsucht philosophiert, moralisiert, dichtet und träumt in der

Menschenseele, bestimmt von wechselnden Zeiten, wechselnden Milieuverhältnissen. Diese Folgerungen, zu denen die Adlerschen Neurosenforschungen leiten, sind tatsächlich ganz danach angetan Nietzsches „Verdacht auf die Spitze zu bringen“ und die Zusammenhänge menschlicher Ideologien mit naturgegebenen menschlichen Expansionsgelüsten in den Mittelpunkt der psychologischen Betrachtung zu rücken.

Den Ausgangspunkt dieser Forschungen bildet die Erkenntnis der fundamentalen Bedeutung unseres unbewußten Trieblebens für unser ganzes Dasein und Sosein, welche durch die Psychoanalyse Professor Siegmund Freuds zuerst in der weiteren Öffentlichkeit verbreitet wurde. Ein Ring scheint sich gewissermaßen zu schließen, wenn wir den Beobachtungen an den Seelen gestörten Gleichgewichts bedeutungsvolle Hinweise entnehmen auf das normale Seelenleben, wie es im Einzelschicksal und in den kulturellen Strömungen der Zeit zum Ausdruck kommt.

Von den allgemeinen Erscheinungen der menschlichen Psychologie gingen die Fechner, Weber, Wundt aus, welche die auf praktischer Erfahrung, auf wissenschaftlichem Versuch fußende „experimentelle Psychologie“ gründeten und mit Wundt zu ihrer jetzigen Höhe führten. Durch Kraepelin ist dann der Anschluß dieser Disziplin an die Psychopathologie, an die Lehre vom kranken Seelenleben erfolgt und nun weist wiederum die jüngste Hilfswissenschaft der Nervenheilkunde in packender Weise auf die Bedeutung der unbewußten Seelentätigkeit im Haushalte des Gesamtlebens hin. Die neue Psychologie des Unbewußten, die hier anknüpft, läßt sich ebensogut den Phänomenen des gesunden wie des kranken Seelenlebens gegenüber anwenden und entpuppt sich so als eine fruchtbare, vielversprechende Bereicherung der Erkenntniskritik.

Ein Goethewort kann uns zum wesentlichen Erfassen dieser neuen Methode der Seelenforschung verhelfen. Unser größter Futurist sagt an einer Stelle des „Wilhelm Meister“: „Shakespeares Menschen handeln vor unseren Augen so, als ob sie Uhren wären, deren Zifferblatt und Gehäuse man von Kristall gebildet hätte; sie zeigen nach ihrer Bestimmung den

Lauf der Stunden an und man kann zugleich das Räder- und Federwerk sehen, das sie treibt." In dieser Charakteristik Shakespeares hat Goethe zugleich eine unübertreffliche Darstellung psychoanalytischer, individualpsychologischer Kunst gegeben, denn für die eine, wie für die andere wird der ganze verwickelte Komplex menschlicher Lebensäußerungen zu einer Zeichensprache, welche die Funktion der „Triebfedern" enthüllen soll.

Josef Breuer und Siegmund Freud hatten gefunden, daß nervöse Störungen dadurch zu beseitigen waren, daß man ihre seelische Verursachung, die dem Kranken selbst unbewußt war, in die Bewußtseinshelle rückte. Durch methodische Fragestellung, durch sinnreiche Anknüpfung an den bewußten Vorstellungsinhalt, durch psychologische Traumdeutung will der Arzt zu den tief verborgenen Ruhestörern vordringen, das Unbewußte ins Bewußtsein heben, das Unwillkürliche unter die Herrschaft des Willens bringen und so die drängende Spannung, die sich in den verschiedenen nervösen Symptomen äußerte, der Lösung zuführen.

Hat uns Nietzsche gemahnt, unseren Instinkten besser zu vertrauen, so wird hier der Schwerpunkt darauf gelegt, daß wir den bewußten Auslegungen unseres Wünschens und Wollens, in deren Durchleuchtung er vorbildlicher Meister war, besser mißtrauen lernen sollen und die vergleichende Individualpsychologie, von der ich ausgehe, bringt neue Erklärungen dafür, wie unsere herrschenden Instinkte dazu gelangen, in unserem Bewußtsein Sittengesetze zu mobilisieren, ideale Forderungen zu inspirieren — vorzuschieben.

Ihr Begründer, der Wiener Nervenarzt Dr. Alfred Adler, hat es sich zur Aufgabe gemacht, auf eigenen Wegen den wirkenden Kräften nachzugehen, welche die verhängnisvolle „Triebverdrängung", die Verdrängung der treibenden Kräfte ins Unbewußte verursachen und die bewußten Auslegungen des triebhaften Handelns beim kranken, aber auch beim gesunden Menschen, so oft als bloßes Blendwerk des Willens erscheinen lassen. Mitten hinein in die Werkstatt des geheimnisvollen Bildners Leben gehen diese Wege. Sie führen zu eigenartigen, geistreichen Untersuchungen der „Minderwertigkeit von

Organen", der Degeneration als Entwicklungsfaktor, zu tief und weit reichenden erkenntnistheoretischen Folgerungen, aber sie führen auch in einem anderen unsymbolischen Sinne geradewegs zu den „Müttern" und davon soll hier die Rede sein.

Ein Arzt ist auf dem Wege der Neurosenforschung dahin gelangt, den zu starken Vorrang des männlichen Geschlechts als den „Krebsschaden unserer Kultur" und „die Gleichstellung der Frau" als „eine sehr dringende pädagogische", ich möchte sagen als eine sozialhygienische Forderung hinzustellen.

Wie kam er dazu und wie stellt sich der kulturelle Entwicklungsprozeß unseres Geschlechts unter dem Gesichtswinkel seiner Individualpsychologie dar?

„Die vergleichende Individualpsychologie", so sagt Adler im Vorwort seines Buches „Über den nervösen Charakter", „sieht in jedem psychischen Geschehen den Abdruck, gleichsam das Symbol eines einheitlich gerichteten Lebensplans, der in der Psychologie der Neurosen und Psychosen nur deutlicher zutage tritt," daher der Beobachtung leichter zugänglich ist.

Alles was Leben, was Entwicklung heißt, tritt uns überall in der Form eines Zielstrebens entgegen. Beim einzelnen Menschen nun bilden die „Minderwertigkeitsgefühle", die aus seinem individuellen Kräfteverhältnis zu Natur und Gesellschaft hervorgehen, den steten stachelnden Anreiz zu einer Zielstrebigkeit, die unter allen Umständen auf die Erhöhung seines Persönlichkeitsgefühls gerichtet ist, so verschieden und so gewunden auch die „Leitlinien" sein mögen, die zu diesem Ziele entworfen werden. Die seelische Entwicklung stellt sich demnach in der Kindheit als eine ununterbrochene Reihe von Orientierungsversuchen dar, womit eine gegebene Körperkonstitution innerhalb eines gegebenen Kulturmilieus den Weg aus dem Gefühl der Unsicherheit und Schwäche zu dem erhöhter Macht und Sicherheit finden will. Dieser Wille zur Macht ist es, der zum Ausgangspunkt jenes unbewußten Lebensplanes wird, dessen Realisierungsabsicht sich in jedem einzelnen Zuge des menschlichen Seelenlebens ausdrückt, weshalb auch

für die Individualpsychologie jede seelische Erscheinung nur im Zusammenhange mit dieser geheimen Planmäßigkeit richtig verstanden werden kann.

Durch vergleichende Betrachtung will der Forscher die gemeinsame Beziehung der einzelnen individuellen Lebensäußerungen zu dem unbewußten Lebensplan feststellen, denn in seinem Dienste sieht er alle unsere Kräfte arbeiten. Für ihn deuten und nützen wir unsere Erfahrungen, für ihn schreiben wir unsere Gesetzestafeln und wie alles andere werden selbstverständlich auch die Erscheinungen unseres sexuellen Lebens von seiner leitenden Idee beeinflußt. Ist jedoch das Drängen nach erhöhtem Persönlichkeitsgefühl eine imanente Tendenz unseres Trieblebens, so ist andrerseits ein deutlicher männlicher Einschlag, den das Persönlichkeitsideal aufweist und den Adler als „männlichen Protest" bezeichnet, ein Zwangsprodukt der herrschenden Kultur. Alle Neurotiker, Mann und Weib, — das ergaben seine Forschungen —, zeigen, offen oder versteckt, eine übertriebene Tendenz zur Vermännlichung. Spurenweise macht sich dieselbe stets auch im unbewußten Lebensplan der Normalen geltend — kein Mensch ist ganz frei davon. Dieser „männliche Protest" ist das unausbleibliche Ergebnis einer Entwicklung, in deren Verlauf der Mensch, der (wir kommen hierauf später nochmals zurück) wie die menschliche Gesellschaft, in gewissem Sinne eine mann-weibliche Einheit darstellt, ein ganzes Geschlecht instinktmäßig als „minderwertig" einschätzen lernte. Unter Minderwertigkeit ist hier zunächst nichts anderes zu verstehen, als eine Unzulänglichkeit in Bezug auf eine bestimmte Funktion im organischen oder sozialen Leben, als eine Unzulänglichkeit in Bezug auf eine gegebene Situation — die Bezeichnung wäre gewissermaßen als eine Formel für ein zurzeit gegebenes Kräfteverhältnis aufzufassen.

Wie steht es nun mit diesem Kräfteverhältnis ganz im allgemeinen beim Menschen den Daseinsbedingungen gegenüber. Angewiesen auf Gnade und Ungnade unserer Umwelt treten wir alle ins Leben und Gnade oder Ungnade, Herrschsucht oder Verzärtelung, denen wir begegnen, sind nur zu oft danach angetan, uns das Gefühl des Ausgeliefertseins an über-

legene Mächte, unsere Unzulänglichkeit uns zu behaupten, also unsere verhältnismäßige Minderwertigkeit ins Bewußtsein zu zwingen. Je mehr wir darunter leiden, desto stürmischer verlangen wir heraus, unter Umständen mit einer gehetzten Leidenschaftlichkeit, worin die richtige Abschätzung der verfügbaren Kräfte und der äußeren Möglichkeiten vollständig untergehen kann. Das Gefühl nicht unterdrückt werden zu wollen ist aber erfahrungsgemäß stets auf dem Sprunge in das Gefühl herrschen zu wollen umzuschlagen. Der und das Minderwertige zeigt dementsprechend die deutliche Tendenz überwertig werden zu wollen.

In seiner 1907 bei Urban und Schwarzenberg erschienenen „Studie über Minderwertigkeit von Organen" hat Adler diese Tendenz im Organischen aufgezeigt. Der stotternde Demosthenes, die zahlreichen Sprachfehler bei Schauspielern, der auffallend hohe Prozentsatz von Augenanomalien an Malerakademien, Gehörfehler berühmter Musiker u. dgl. m. beweisen ihm ein Naturwalten, welches die Schwäche, durch den psychischen Zwang zu steter Aufmerksamkeit auf das fehlerhafte Organ, durch den Zwang zu einem fortwährenden Training im Dienste seiner Selbstbehauptung, zum Anstoß übernormaler, ja genialer Leistungen machen kann. Viel öfter allerdings führen exaltierende Minderwertigkeitsgefühle zu Erkrankungen, zu moralischen Entgleisungen, zu Neurosen.

Von diesem Standpunkte aus setzt sich die Auffassung durch, daß wir in den sogenannten nervösen Charakteren Lebensäußerungen der Seele gegenüberstehen, die, wie Adler sagt, „nach einer schwer haltbaren Analogie deshalb als Krankheit empfunden werden, weil sie gleich dieser die Lebens- und Arbeitsfähigkeit des Menschen beeinträchtigen".

Für den Individualpsychologen unterliegt es keinem Zweifel, daß schon die ganze unbewußte Seelentätigkeit des Kindes auf den Ausgleich seiner Minderwertigkeitsgefühle den Anforderungen des Lebens gegenüber gerichtet ist und die aufstrebenden Leitlinien seines sichernden Lebensplans dementsprechend festgelegt werden. Die schmerzhafte kindliche Unsicherheit klammert sich zunächst an bekannte, nächstliegende Vorbilder. Das Kind will die Eltern, will den ihm an

Macht am meisten überlegenen Erzieher, — also zumeist den Vater — erreichen, ja womöglich übertreffen, andere in seinen Dienst stellen und unter seinen Willen beugen. In dieser psychischen Situation empfängt das kleine Menschenwesen, noch ehe es sich über den eigenen unabänderlichen Geschlechtscharakter klar ist, das Weltbild unter den scheinbar starren Gegensätzen: männlich — weiblich. Fast die ersten Lehren, die das Kind notiert, beziehen sich auf den Unterschied der Erwartungen, die man an einen strammen Jungen und an ein braves Mädchen knüpft. Der Mann, nicht der Mensch, erscheint als Herr der Erde. Zudem pflegt auch der Eindruck mehr oder weniger geringschätziger Bemerkungen über Frauen und Frauenart selten, in einem Kinderleben auszubleiben. Dieses alles „vergiftet", nach Adler, „das Gemüt des Kindes" und drängt K n a b e n w i e M ä d c h e n, die gleicherweise alles, womit man sich durchsetzt als männlich, alles, was aus der Schwäche stammt als weiblich werten lernen, sich frühzeitig den Schein übertriebener Männlichkeit beizulegen.

Die Vorstellungen: männlich, — herrschend, übergeordnet, — weiblich: untergeordnet, — minderwertig, verschmelzen in der Seele untrennbar miteinander. Der Mann figuriert sozusagen ein für alle Mal als der Mensch par excellence, der Begriff der Weiblichkeit ist mit dem Begriff der Minderwertigkeit i n s t i n k t i v in eins zusammengeflossen.

In der Seele jedes Menschen finden sich aber, unabhängig von seiner physischen Geschlechtsbestimmung, sowohl männlich als weiblich benannte Charakteranlagen vor und der von dieser psychischen Zweigeschlechtlichkeit aufgepeitschte männliche Protest bedroht unaufhörlich das seelische Gleichgewicht von Mann und Weib. Er schleicht sich in die Sehnsucht der Liebenden, in den Frieden der Familie, in alle Beziehungen von Mensch zu Mensch. So wird z. B. das kindliche Verhältnis zu einer starkgeistigen, energischen Mutter nicht selten zum Antrieb einer krankhaften Furcht des Mannes vor schimpflichen Niederlagen dem Weibe gegenüber, die als Weiberhaß oder Weiberverachtung verkleidet, die verschiedensten Neurosen hervorrufen kann, während die Frauen mehr oder weniger alle an dem verbitternden Gefühle leiden: was hätte ich erreichen,

was hätte ich gelten können, wenn ich als Mann zur Welt gekommen wäre, während sie alle leiser oder vernehmlicher die Worte des „Leibstücks" von Egmonts Klärchen mitsingen:

„Welch' Glück sondergleichen
Ein Mannsbild zu sein!"

und die Neurosen in der Folge die seltsamsten Versuche darstellen, „nach der männlichen Linie abzurücken". Im Unbewußten empfindet der Mann, zwangsmäßig und triebhaft, die Überlegenheit über das Weib als solches schlechtweg als Ehrensache, verspürt das Weib die gleiche treibende Sehnsucht, dies Ziel irgendwie zu vereiteln, d. h. ihrem „Weiberschicksal" auf allen möglichen Wegen und Umwegen auszuweichen, und da dieser Kampf in der Welt der Tatsachen auf beiden Seiten oft zu einem Kampf mit untauglichen Mitteln werden muß, erblicken wir in der herrschenden Überwertung der „Männlichkeit", hier wie dort, eine unheilvolle Quelle hetzender Überspannungen.

Beim Kinde, wie beim Neurotiker, macht sich „dieser Krampf, der unsere Kultur erschüttert", naturgemäß viel auffallender geltend als beim normalen Erwachsenen. Die aus der Kinderfibel bekannte Geschichte vom kleinen Gernegroß, die also anfängt: „War einst ein kleiner Gernegroß, fünf Jahre und ein halbes bloß; ei, sprach er, ich bin nicht mehr klein, ich könnte auch ein Herr schon sein. Er nahm des Vaters Stock und Hut und ging hinaus mit stolzem Mut und merkt' es nicht, der kleine Tropf, daß halb im Hute steckt der Kopf," — diese Geschichte liefert uns ein ganz brauchbares primitives Schema für den von Minderwertigkeitsgefühlen mobilisierten Drang nach gesteigertem Persönlichkeitsgefühl, für die Anlehnung an ein Vorbild und für den „männlichen Protest", der nach Adler im Alter, wo die Unabänderlichkeit des primären Geschlechtscharakters bereits bewußt wurde, beim Mädchen nicht selten eine Umwandlung ins Prinzessinnenideal erfährt, was aber hier nur einen Formenwandel des wesentlich gleichen männlichen Protests bedeutet, da ja die fundamentale unbewußte Wertung: übergeordnet = männlich, untergeordnet = weiblich, längst festgelegt ist.

Diese instinktmäßig funktionierende Wertung ist die Basis und: jeder Mensch ist ein Gernegroß, das gehört zum „Wesentlichen".

In zwiespältiger Weise treten nun die auf Sicherheit und Machtzuwachs ausgehenden Lebensäußerungen des Kindes zutage. Es verlangt einerseits nach Unterstützung und Zärtlichkeit. Seine Schwäche wird oft seine Siegerwaffe, — es merkt den Effekt seiner Hilfsbedürftigkeit und scheint nicht selten geneigt dieselbe zu übertreiben, es unterstreicht oft seine kleinen körperlichen und seelischen Leiden und hat sie wohl auch, wie alles, was sich bewährt hat, im Bedarfsfalle in Bereitschaft. Daneben läuft andrerseits der tief mit dem Menschsein verbundene Drang nach aktiver Selbstbehauptung. So mischen sich oft feige Fügsamkeit, Lügenhaftigkeit, schüchterne Willfährigkeit mit Lügen des Trotzes, der rabiaten Auflehnung verwirrend im Charakterbild. Wird das Gefühl der natürlichen kindlichen Unsicherheit durch Organminderwertigkeiten verschärft, wozu alle Konstitutionsanomalien, alle auffallenden Schönheitsfehler und jede Art von körperlicher wie geistiger Zurückgebliebenheit zählen, treten schädigende Erziehungs- und Milieueinflüsse hinzu, so wird der nervöse Charakter manifest, denn je größer die Unsicherheit desto höher die Leitlinie, die hinaus und nach oben führen soll und die bis zur Gottähnlichkeit zielen kann. „Von der Basis seiner Minderwertigkeit", so resümiert Adler, „strebt das disponierte Kind seinem überspanntem Ziele zu, mit einem unaufhaltsamen Elan, der ihm zum dauernden Rhythmus seines Lebens wird. Innerhalb dieser aufgepeitschten, aber starren Rhythmen entspringen die seltenen großen Leistungen von Personen, deren Überkompensation gelungen ist und die zahlreichen armseligen Leistungen der Neurose und Psychose." Nicht nur die vielgestaltige sinnreiche Ausflucht, auch die verschiedensten Krankheiten und Angstzustände stellen sich als Hilfstruppen der reizbaren Schwäche zur rechten Zeit ein, sie erscheinen tatsächlich „wie gerufen", um unter Umständen das unsichere Individuum ohne Einbuße an Selbstgefühl vor Entschlüssen und Kraftproben zu sichern, indem sie gleichsam als force majeure figurieren, an der auch der Stärkste scheitern

müßte. Die Symptome, die dasselbe aussagen, können verwirrend mannigfach sein, aber aus dem Wirrsal sich kreuzender Einzellinien löst sich dennoch, nicht nur beim nervösen sondern auch beim normalen Charakter, die Einheit der Persönlichkeit und ihre Dominante, die leitende Idee, für den kundigen Seelenforscher heraus, der für seine Wissenschaft bei Kunst und Künstlern in die Lehre geht. „Jeder Künstler, der uns seine Seele schenkt, jeder Philosoph, der uns verstehen läßt, wie er sich geistig des Lebens bemächtigt, jeder Lehrer und Erzieher, der uns fühlen läßt, wie sich in ihm die Welt spiegelt, geben unserem Blick Richtung, unserm Wollen ein Ziel, sind uns die Führer im weiten Land der Seele," sagt Adler und er glaubt, — eine Anschauung, der die Denker der deutschen Romantik nahe waren, daß Symbolisieren, daß Dichten die eigentümliche Handlungsweise des menschlichen Geistes ist. Für seine und unsere Perspektive kommt es darauf an, festzustellen, daß diese unsere Lebensdichtung, die wir Dichter gewöhnlich nicht verstehen und die dem Leidenden der ärztliche Psychologe enträtseln will, ein „Tendenzwerk" ist, das eine Leitlinie aufweist, die zur Höhe führt und ihm Einheitlichkeit gibt. Diese Leitlinie folgt stets dem Gesetz des durch die menschlichen Minderwertigkeitsgefühle gestachelten Selbstbehauptungswillens, einem Gesetz, das aus denselben Quellen fließt wie der Selbsterhaltungstrieb, ja gewissermaßen unsern psychischen Selbsterhaltungstrieb repräsentiert. Die Anlagen, die der Mensch mitbringt und die Situation, welche er vorfindet, werden gemeinsam über den Weg entscheiden, den sein Wille nach Machtsteigerung nimmt. Das Gesetz selbst aber vollzieht sich bei den Nervösen, die recht eigentlich den Stamm der Ikariden repräsentieren, wie bei den Siegern aus Prometheus Geschlecht, — es vollzieht sich, wenn der junge Goethe schreibt und lebt: „Die Begierde, die Pyramide meines Lebens, deren Basis nur angegeben und gegründet ist, so hoch als möglich in die Luft zu spitzen, überwiegt alles und läßt kaum augenblickliches Vergessen zu. Wenigstens soll man sagen, es war kühn entworfen und wenn ich lebe, sollen, will's Gott, die Kräfte bis hinauf reichen." Und dasselbe Gesetz

ist bei den nervösen Romantikern wirksam, die in der „romantischen Willkür“ deutlich die Leitlinie zur Gottähnlichkeit erkennen lassen, deren Taten jedoch, wie Dorothea Schlegel klagte, zu ihrem Programm paßten „wie ein Kinderbett für einen Riesen“. Im Lichte dieser psychologischen Betrachtungsweise gewinnt der Mythos eine neue sinnvolle Bedeutung, der an die Schwelle des Weltgeschehens das Versucherwort stellt, das immer wieder den Frieden aller Paradiese stören kann: „Und du wirst sein wie Gott.“ Der Tiefsinn der Mythe und die nachtwandlerische Sicherheit, womit uralte Märchenweisheit die treibenden Kräfte der Menschenseele erfaßt, decken sich hier mit jüngster psychologischer Erkenntnis. Das niederdeutsche Märchen z. B. von der Fischersfrau, die mit ihrem Mann im Essigkrug haust, bis sie ein wundersamer Fischfang in die Lage versetzt, ihre Wünsche prompt vom Schicksal erfüllt zu sehen, und die dann das Geschick dadurch herausfordert, daß sie, auf ihr Verlangen in rascher Folge König, Kaiser, Papst geworden, der liebe Gott sein wollte, dies Märchen enthält die lebensvolle Darstellung eines „unbewußten Lebensplans“. Kein Zweifel, die Fischersfrau wollte, ohne es selbst zu wissen, von allem Anfang an, der liebe Gott sein und alle anderen Wünsche waren sozusagen nur Schrittmacher auf diesem Wege, aber, solange der Machtrausch erfüllter Wünsche sie nicht gleichsam von Sinnen gebracht hatte, mußte dieses Endziel, um wirksam sein zu können, im Unbewußten bleiben. Die neurotische Exaltation jedoch, an der sie scheitern mußte, hat offenbar der Essigkrug ausgelöst, der gar so eng und armselig, ihr Minderwertigkeitsgefühl gar so groß und ausschreitend gemacht hat. Der Mann im Essigkrug litt, wie es scheint weniger darunter, denn er kann stets als besonnener Warner auftreten, doch wie es die Solidaritäten des Gemeinschaftslebens mit sich bringen, wird auch er schließlich empfindlich in Mitleidenschaft gezogen. So erscheint das Märlein von der Fischersfrau vorzüglich geeignet die Rolle des Unbewußten bei der menschlichen Zielsetzung zu demonstrieren, wie Adler sie erklärt, wenn er (Heft 4/5 Jahrgang 1913 des Zentralblattes für Psychoanalyse) sagt: „Der Endzweck aber und jeder überspannte Formenwandel desselben muß im Un-

bewußten bleiben, wenn er durch seinen offenen Gegensatz zur Realität das Handeln nach der neurotischen Leitlinie unmöglich macht." Indessen: „Selbst das fiktive Ziel, der neurotische Lebensplan kann teilweise ins Bewußtsein treten, wenn dieser Vorgang geeignet ist, eine Erhöhung des Persönlichkeitsgefühls zu bewirken. So besonders in der Psychose. (Als die Papst gewordene „Frau Ilsebill" den Wunsch äußerte, der liebe Gott zu sein, stand sie offenbar im Banne des eklatierten Größenwahns. Anmerkung der Verf.) Sobald aber das neurotische Ziel durch sein Bewußtseinwerden sich selbst aufheben könnte, formt es den Lebensplan aus dem Unbewußten." Hieran knüpft das Heilverfahren des Arztes an, wenn er dem Kranken seine fehlerhaften, neurotischen Einstellungen zur Wirklichkeit bewußt machen will, ein Verfahren mit demselben Leitwort, das über der Pforte des Orakels von Delphi den Suchenden grüßte: „Erkenne dich selbst!"

Im allgemeinen gilt auf diesem Wege für nervös und normal: In der Anlage des unbewußten Lebensplanes, der dem Menschen hinauf helfen soll, sieht der vergleichende Individualpsychologe gewissermaßen eine biologische Formel für das Individuum. Das Goethewort: „Alles Vergängliche ist nur ein Gleichnis" gilt in einem ganz bestimmten Sinne für ihn. Die flüchtigen, unaufhörlich wechselnden Ausdrucksmittel der Menschenseele, — Gesten, Mienenspiel, Handlungen, — alles redet in Gleichnissen zu ihm, durch die sich als Beharrendes in der Erscheinungen Flucht, der Wille des Individuums kundtut zur höchsten Spitze seines Machtgefühls vorzudringen. Der Kriegsheld, der für dieses Ziel über Leichen hinwegschreitet, der Märtyrer, der auf dem Rost triumphiert, sie wollen im Grunde das gleiche und auch Penthesilea und Griseldis zeigen uns: wenn zwei nicht dasselbe tun, kann es doch dasselbe sein. Der Haß gegen einen Menschen äußert sich in unserem Bewußtsein mitunter als Anreiz zu Taten der Liebe für einen andern, d. h. wir tun nicht selten einem etwas zuliebe, weil wir im Dienste des Zieles der eigenen Machtsteigerung einen andern damit ärgern wollen, loben einerseits, weil wir andrerseits tadeln möchten und was dergleichen Maskeraden mehr sind, wodurch wir

sowohl unsere Mitmenschen, als auch in verwickelteren Fällen uns selbst täuschen können.

Entscheidend kommt immer ein Umstand in Betracht.

Der gegebene Naturzug zur Überlegenheit über andere, die Verfolgung des fiktiven Zieles, das hierzu gesetzt erscheint, muß notwendig Wege ausfindig machen, die zu diesen anderen führen, nicht etwa von vornherein isolieren, denn, — ein Mensch mit unverhülltem Machttrieb würde tatsächlich riskieren überall von Gleichstrebenden hinausgeworfen zu werden. Darum müssen Masken ausfindig gemacht werden, — der Mensch muß, wie Adler sagt, „Gegenfiktionen" produzieren, d. h. er muß altruistische und ethische Deckungen finden für die einzelnen Handlungen, die ihm zu seinem Ziele verhelfen sollen. Unser seelisches Gleichgewicht hängt somit davon ab, inwieweit wir unsern Willen zur Macht in Übereinstimmung mit den unabweisbaren Ansprüchen der anderen, unser sichtbares Handeln in Einklang mit den sittlichen Forderungen unserer Zeit und unseres Milieus bringen, inwieweit wir diesem Grund- und Urwillen also auf einem vernünftigen Wege zum Ziele verhelfen können.

Die Sittlichkeit einer Zeit und einer Klasse repräsentiert gewissermaßen ihr Kollektivgewissen und die persönliche Zurechnung ist sozusagen die Resultierende aus der Konstitution des Einzelnen und den äußeren, den „zwischenmenschlichen" Verhältnissen, die stärker sind als der Einzelne. „Es gehört", nach Adler, „zu den Triumphen des menschlichen Witzes, in Anpassung an die Gegenfiktion der leitenden Idee zum Durchbruch zu verhelfen, durch Bescheidenheit zu glänzen, durch Demut und Unterwerfung zu siegen, durch die eigene Tugend andere zu demütigen, durch eigene Passivität andere anzugreifen, durch eigenes Leid anderen Schmerzen zuzufügen, mit weiblichen Mitteln ein männliches Ziel zu verfolgen, sich klein zu machen um groß zu erscheinen."

Der Wege zum Ziele, sich obenauf zu fühlen, gibt es unendlich verschiedene, — auf Schritt und Tritt lauern Sackgassen für den Übereifer, aber die aufwärtsstrebende Leitlinie ist festgelegt.

Von diesem Standpunkt aus erhellt klar, welch entscheidende Bedeutung für den Menschen die Kultur seiner Zeit hat, wie sehr die Seelenfragen von der Art und den Möglichkeiten ihrer Güterproduktion, ihrer Wirtschaft beeinflußt werden. Eine kriegerische Zeit mit relativ unentwickelter Naturbeherrschung, eine Zeit, wo die starke Faust, die ununterbrochene Verfügung über die Körperkraft, als höchster Wert betrachtet werden muß, stellt natürlich eine grundverschiedene Situation für die Machtverteilung dar, als eine Epoche, wo die Menschen hauptsächlich von ihrer mechanisierten Intelligenz leben, die als wirkende Kraft in sinnreichen Maschinen die materiellen Bedürfnisse befriedigt.

Dieselbe Beanlagung, dasselbe Ziel und grundverschiedene äußere Verhältnisse können aus demselben Lebewesen einmal die Züge eines herrischen Usurpators heraustreiben, ein andermal einen Schlaumeier aus ihm machen, dessen ganzes Dichten und Trachten darauf gerichtet wird, irgendwie durch die Schwäche zum Gefühle der Überlegenheit zu gelangen, irgendwie durch geschickte Anpassung seine hungrigen Minderwertigkeitsgefühle zu saturieren.

Für unsere Betrachtung rückt nun die Frage in den Vordergrund, in welcher Weise bei zwei Typen, die sowohl Ähnlichkeiten als auch Verschiedenheiten aufweisen, die Zeitverhältnisse, die wirtschaftlich-technischen Möglichkeiten darüber entscheiden, wer seinen Willen offensichtlich zum Gesetz erheben darf, wer seine Selbstbehauptung nur durch wirkliche oder scheinbare Unterwerfung durchsetzen kann. Als solche, zugleich ähnliche und unterschiedliche Menschenwesen, unter Verhältnissen, welche die Mutter der Menschen zur Hörigen, zum gekauften Eigentum des Mannes machten, sehen wir nach dem Verfall des Mutterrechts Mann und Weib im Lichte der Geschichte auftauchen.

Nichtsdestoweniger hat die moderne Wissenschaft in gewissem Sinne das Novaliswort bestätigt: „Alle Menschen sind Variationen eines vollkommenen Individuums, d. h. eine Ehe," denn sie erblickt, wir sprachen schon davon, zum mindesten infosern in jedem Menschen eine mann-weibliche Einheit, als sie durch die verschiedensten Vergleiche und Experimente,

die Havelock-Ellis am übersichtlichsten gruppiert hat, feststellte, daß der ganze Komplex seelisch-körperlicher Eigentümlichkeiten, die man als sekundäre Geschlechtscharaktere bezeichnet, keineswegs einen strengen Parallelismus zu der männlichen oder weiblichen Rolle des Individuums bei der Fortpflanzung der Gattung aufweist. Wenn sich die scharfe Scheidung männlich-weiblich dennoch unserer Vorstellungswelt in der für den Frieden dieser „Ehe" so verhängnisvollen Weise bemächtigen konnte, wie es tatsächlich geschehen ist, so kann uns vielleicht hier ein anderes Novalis-Wort auf den Weg des Verständnisses führen, das hellseherische Wort: „Unvollkommene Politik ist wie unvollkommene Medizin mit unvollkommenen äußeren gegenwärtigen Zuständen notwendig verbunden." „Unvollkommene Zustände", unvollkommen in Bezug auf die wirtschaftlich-technische Entwicklung, wenn wir sie mit heute vergleichen, haben lange Jahrhunderte hindurch die naturgegebene Machtpolitik von Mann und Weib in einer Weise beeinflußt, daß dieser Wille zur Macht heute in der Tat als Wille zur Vermännlichung, als „männlicher Protest" aufgefaßt werden kann und der Kampf der Geschlechter unsere innere und äußere Welt erschüttert. Die angezogenen äußeren Verhältnisse haben sich, zumal in unseren Tagen, wesentlich geändert, aber noch spuken in der Terminologie, deren wir uns für erotische Angelegenheiten bedienen, Bezeichnungen, die entschieden in den Zeiten des Frauenkaufs wurzeln. Ein Mann hat ein Weib besessen, — niemandem, am wenigsten den Frauen selbst, fällt es ein die umgekehrte Redewendung zu gebrauchen, immer wieder hören wir: sie hat ihm angehört, ist sein gewesen, — kurz, unsere Phraseologis in eroticis wimmelt von Wendungen, die ein von den Verhältnissen längst überholter Eigentumsbegriff geschaffen hat. Die Entwicklungsgeschichte der Frau, die mit dem Siegeszuge moderner Technik in eine ganz neue Phase getreten ist, wurde im Jahre 1788 von C. Meiners in seiner „Geschichte des weiblichen Geschlechts" also charakterisiert: „Die Geschichte keines Volkes und keines Standes bietet ein so empörendes, Abscheu und Mitleid in so hohem Maße weckendes Schauspiel, wie die Geschichte des Zustandes des weiblichen Geschlechts bei den meisten Völkern der Erde."

Es kann sich hier nicht darum handeln, dieser Entwicklung Zensuren zu erteilen, sondern lediglich darum, ihre bestimmenden Kräfte und deren Reflex im Psychologischen zu untersuchen, um daraus womöglich Richtlinien für die Gegenwart zu gewinnen. Dazu erscheint mir ein Bild, das uns der dramatische Meisterpsychologe hinterlassen hat, der uns seine Menschen durch und durch schauen läßt, ganz unvergleichlich geeignet.

Aus einem Wirrsal dramatischer und sentimentaler Konflikte auf dem Welttheater treten bei seinem Anblick für den nachdenklichen Beschauer einfache, wesentliche Grundlinien hervor, klar tritt zutage: Petruchio hat Käthchen durch Hunger gezähmt und sie wußte ihre Selbstbehauptung nachträglich nicht anders durchzusetzen, als indem sie s e i n e n Willen feierlich als i h r Gesetz ausposaunte:

„Dein Ehmann ist dein Herr, ist dein Erhalter,
Dein Licht, dein Haupt, dein Fürst, er sorgt für dich
— — — — — — — — — — — — — — — —
Und fordert zum Ersatz nicht andern Lohn
Als Liebe, freundlich Blicken und Gehorsam."

In der langen Zeit, wo der Mann für uns sorgte und wir fast ausschließlich unbezahlte Arbeit leisteten, konnten wir dem, von der vergleichenden Individualpsychologie so scharf hervorgehobenen Gesetz der Selbstbehauptung nicht anders folgen, als indem wir aus unserer Not eine Tugend machten, sozusagen der eminent idealbildenden Kraft dieser Not die Zügel schießen ließen. Es war uns mit sehr drastischen Mitteln beigebracht worden, daß: „wissen, begehren und begreifen s ü n d i g ist für ein Mädchen". So akzeptierten wir das Frauenideal, das weibliche Lebensideal, das die Wünschbarkeiten unseres Ernährers geschaffen hatten und glaubten ehrlich daran, daß die Formel unseres Glücks laute:

„Ich will ihm dienen, ihm leben,
Ihm angehören ganz,
Hin selber mich geben und finden
Verklärt mich in seinem Glanz"

mochte er noch so wenig glänzen. Aber da war vor allem ein Umstand, der die so geschaffene, scheinbare Interessenharmonie nicht recht stabil werden lassen wollte. Der Mann hatte zwar

in seinem dunklen Drange die Frau mit viel Erfolg gelehrt ihre Triebe zu beherrschen, er selbst aber stand, — die Verhältnisse begünstigten das — seinem Liebesleben viel toleranter gegenüber. Es konnte aber auch wiederum nicht ausbleiben, daß er die Diktatur seines herrischen Geschlechtstriebs gelegentlich als ihre Übermacht empfand und diesen seltsamen Spuk bald anbetungswürdig, bald teuflisch, daß er das Ungewohnte als einigermaßen mystisch und unheimlich empfand. Auf diese Weise ist dann hie und da zu allen Zeiten der männliche Protest in der Weibesnatur recht unverblümt zu Wort gekommen. Auch hier erwies sich in gewissem Sinne: „Enthaltsamkeit als das Vergnügen an Dingen, welche wir nicht kriegen."

Extrem, wie sich das Lebensideal der Selbstentäußerung dokumentierte, sehen wir auch gegebenenfalls die Herrschsucht des auf den Thron erhobenen Sklaven in die Erscheinung treten. Bezeichnend dafür ist schon die Mythe von Herkules und Omphale, — gerade in der weiblichen Rolle, am Spinnrocken gefiel es ihr ihn zu sehen und, — ebenso bezeichnend sind die überlieferten Ausschreitungen der Herrinnen mittelalterlicher Minnehöfe, die, wie z. B. Ulrich von Lichtensteins Schöne, mit Vorliebe Rache nahmen an der Lebenspraxis des: „Er soll dein Herr sein!", indem sie es mit Erfolg, wenn auch vorübergehend, in: „Er soll dein Narr sein", zu verkehren strebten. In der harmlosen Spielart des Pantoffelheldentums hat diese Erscheinung eine gewisse Verbreitung gefunden, aber höchst selten äußerte sich der „männliche Protest" des starken Geschlechts so gutartig wie bei jenem Manne in der bekannten Geschichte, der, als er von seiner streitbaren Ehehälfte unter den Tisch geflüchtet war, auf deren dringliches Zureden hervorzukommen, als Publikum drohte, energisch erklärte: „Hier bin ich, hier bleib ich, jetzt will ich doch zeigen, wer Herr im Haus ist." Solches und Ähnliches repräsentiert sich aber immer nur gleichsam als spielriges Arabeskenwerk an den deutlich hervortretenden konstruktiven Grundlinien des Gesamtbildes. Immer wieder begegnen wir zwei Hauptlinien, auf denen der Mann seine Herrschaft im großen ganzen, wenn auch mit Einbuße an Glück und Frieden, durchsetzte. Entscheidend für diese beiden Hauptlinien, die wir ein wenig ins Auge fassen wollen,

war und blieb die Tatsache, daß der Mann die Organisation der Produktion und des Marktes, daß er die Leitung der gesellschaftlichen Verfassung, welche die Art und Weise regelt, wie sich ein Mensch durchsetzen kann, in die Hand bekommen hatte.

So ist dem weiblichen Bewußtsein eine Idealbildung oktroyiert worden, welche das Weib einerseits zu einem willkommenen Requisit für seinen Komfort und sein Vergnügen machten, so wurde andrerseits die Angst vor der Impetuosität seines Liebesverlangens im Verein mit der Furcht, seine Übermacht irgendwie beeinträchtigt zu sehen, zum Nährboden des — Hexenwahns, des Hexenwahns, der, eine wahrhaft „ewige Wiederkehr des Gleichen", zeitlich modifiziert, ebensowohl aus Strindberg und Weininger, wie aus dem von Papst und Kaiser approbierten „malleus malleficarum", dem berüchtigten „Hexenhammer" der beiden Dominikanermönche Institor und Sprenger spricht.

Wie wenig sich das innerste Wesen des Kampfes der Geschlechter in den langen Zeiten geändert hat, wo die absorbierende Mutterschaft ganz unfreiwillig und die Liebe der ökonomisch Unfreien zugleich eine Magenfrage war, erfaßt man vielleicht am besten, wenn man die mittelalterliche Klerikerdebatte, ob das Weib auch ein Mensch sei mit der modernen, anno 1912 in zehnter Auflage erschienenen, von Möbius in die Welt gesetzten Doktorfrage des „physiologischen" weiblichen Schwachsinns konfrontiert.

Mit seiner Idealsetzung, mit der gelegentlichen Anbetung seines Traumes vom Weibe und mit der Hexenverfolgung hat sich der Mann vom Standpunkte der vergleichenden Individualpsychologie gesehen, gleicherweise Sicherungen gegen die Gleichberechtigung der Frau geschaffen. Ob sein Werte setzender Wille sich im verstiegensten Minnedienste äußerte, ob seine Furcht um seine Überlegenheit irgendwie Scheiterhaufen errichtete, ob er aus Fürsorge für das weibliche Geschlecht die Hörsäle sperren wollte, während die Mütter des Volkes bereits zu Hunderttausenden Seite an Seite mit dem Manne den Kampf ums Dasein kämpfen mußten, — es war alles zum selben Zwecke inszeniert. Jahrhundertelang war es eine Ketzerei gewesen, die eventuell mit Aushungerung bestraft werden konnte, wenn

eine Frau sich gegen die Suggestion des männlichen Frauenideals sträubte und: „Das Leugnen der Wirklichkeit der Hexerei ist Ketzerei“, stund an der Spitze des Hexenhammers. Die päpstliche und kaiserliche Autorisation dieses symptomatischen menschlichen Dokumentes erfolgte in einer Zeit, wo Frauen vielfach in Klöstern humanistische Gelehrsamkeit erworben hatten und an Bildung den rauhen Kriegern über den Kopf wuchsen, in Zeiten, wo sie bereits ihre Eignung zu zünftlerischem Zusammenschluß in besorgniserregender Weise bewiesen hatten, wo es weibliche Ärzte und Gelehrte gab, der mittelalterliche Frauenüberschuß das Gespenst der Konkurrenz heraufbeschwor und der Papst nervös geworden war, als denkende Frauen religiöse Sektenbildungen eifrig zu fördern begannen.

Die Frau existierte für den Mann nur als Geschlecht, als Mittel zum Zweck, jede unwillkommene Regung des weiblichen Individualismus, jede persönliche Verselbständigung mußte Sünde sein, um von Rechts wegen bekämpft werden zu können. Ihre gefährliche Anziehungskraft für den Mann wurde gleichfalls gern mystisch umnebelt, sie war entweder göttlichen oder teuflischen Ursprungs. Durch Buhlschaft mit dem Teufel, — was konnte sie durch derlei nicht alles erreichen — gelangte sie in den Besitz unheilvoller Zauberkräfte. Das Weib, das irgendwie imstande war, das männliche Überlegenheitsgefühl zu erschüttern, mußte (zu seiner Aufrechterhaltung) eine Hexe sein.

Ein sträfliches Verhältnis mit Belzebub hat man uns nun ja in aufgeklärteren Zeiten nicht mehr vorgeworfen, aber, als Sünde wider den heiligen Geist der Natur ist es immer wieder von Zeit zu Zeit hingestellt worden,wenn wir uns bei der Erklärung von Menschenrechten ebenfalls getroffen fühlen wollten, oder aber besser bezahlte, sozial höher rangierende Stellungen anstrebten, kurz, wenn wir auf Gleichberechtigung abzielten.

Und wir glaubten im Mittelalter an die Wirklichkeit der Hexerei, ja, wir acquirierten in der Folge, das war wohl der verhängnisvollste Triumph der männlichen Sicherungsmethoden, tatsächlich allerlei Hexenhaftigkeiten, d. h. in der Sprache Friedrich Schlegels: „Unterdrückung und Mißhandlung zwang das weibliche Geschlecht zu entarten und diese Mißhandlung

vielleicht endlich zu verdienen." Im selben Sinne wäre etwa nach Adler die Zwangsfütterung der Suffragetten als eine Art Hexenverfolgung künstlich gezüchteter Hexen zu bezeichnen, andrerseits aber könnten wir auch wiederum garnicht mißtrauisch genug gegen gewisse beliebte Idealisierungen unseres Geschlechts sein. Ein feiner Welt- und Menschenkenner gab mir einmal gesprächsweise eine heiter gewandete, nachdenkliche Wahrheit, indem er diesbezüglich sagte: „Wenn einer eine Frau zu seinem Ideal machen will, die soll laufen, so weit sie kann, — er will sie nur sekieren mit seinen idealen Forderungen." Ich mußte dabei unwillkürlich an Peter Altenbergs umfassendes, tiefreichendes Wort denken: „Der Mann spannt die Frauenseele auf das Prokrustesbett seiner Bedürfnisse."

Allerlei künstliche Verkrüppelungen und Zurückgebliebenheiten, die uns durch die Gesamtheit übermächtiger Verhältnisse zugezogen wurden, sind in der menschlichen Vorstellung zum eisernen Bestand einer soit disant feststehenden sagenhaften Weibsnatur vereinigt worden. Um nur eines herauszugreifen. Das Aufgehen im Gattungsdienst, also sozusagen die gebundene geistige Marschroute als suggestives Lebensideal, ist gewiß die denkbar ungünstigste Vorbedingung für ein Individuum, sich zum Pfadfinder, d. h. zum Genie zu entwickeln, dennoch, wir brauchen nur Schulleiter oder politische Wähler werden zu wollen, riskieren wir, daß man uns mit sanfter oder unsanfter Beharrlichkeit daran erinnert, daß es in der „Natur des Weibes" liegt, niemals der Menschheit neue Wege zu weisen, weil wir bisher keinen Goethe, Kopernikus, Liornardo in unseren Reihen entwickelt haben. Ganz abgesehen davon, daß dieser „naheliegende" Einwand in solchen und ähnlichen Fällen eigentlich nicht ganz zur Sache gehört, könnten, vom Standpunkte voraussetzungsloser Wissenschaftlichkeit, nur große Zeiträume und sehr zahlreiche Beobachtungen bei vollständig gleicher Berechtigung und Bewertung des weiblichen Geschlechtes wirklich verläßliche Anhaltspunkte für den Zusammenhang zwischen Geschlecht und Genie ergeben. Schon heute kann hingegen als bewiesen angenommen werden, daß höchstes Genie nicht nur eine bestimmte Begabung, sondern auch eine starke Konzentrationsfähigkeit, d. h. einen starken,

disziplinierten Willen zur Voraussetzung hat und daß es andrerseits so etwas wie eine ein- für allemal gegebene, unveränderliche Eigenart weder für Mann noch Weib gibt. Über alle männlichen Befürchtungen, das Weib werde unter veränderten Lebensbedingungen seine „Eigenart" verlieren, über alle weiblichen Beteuerungen, dieselbe werde „trotzalledem" erhalten bleiben, hinweg, setzen Menschennatur und äußere Verhältnisse in steter Wechselwirkung unentwegt allerlei Modifikationen psychologischer Charaktere durch.

Das bisherige Frauenschicksal erscheint in diesem Entwicklungsprozeß tatsächlich vorwiegend als „welthistorische Veranstaltung" zur Züchtung kunstfertiger Schauspielerinnen für das Schauspiel des Lebens. Der Zwang der Gegenfiktionen, die Kompromisse mit ihrer prekären sozialen Zwangslage entwickelten auf dem Wege der weiblichen Selbstbehauptung vor allen Dingen eine wahre Virtuosität der Anpassungsfähigkeit. Da war kein Raum für überpersönliche Zwecke, — am Manne und in der Familie vollendete sich das Leben der Frau. Daher ihre überentwickelten Familiengefühle, ihre oft recht verödeten sozialen Instinkte. Die Funktion der Gattung war ihre Existenzberechtigung und schließlich durfte Helene Böhlau wirklich mit einem gewissen Rechte sagen: „Wir haben die Liebe zu einer Art Untier gezüchtet, sie hat unsern Geist gefressen, wir haben uns an ihr arm und dumm gefüttert."

Diese Worte wurden in einer Zeit gesprochen, wo die wirtschaftliche Entwicklung bereits die sozialen Verhältnisse tief entscheidend umgestaltet hatte, aus denen wir die bestimmenden Direktiven für unseren Weg zum allgemein menschlichen Ziele gefestigten Machtgefühls empfangen.

Das Verhältnis zwischen Petruchio und Käthchen muß ein anderes werden, wenn er nicht länger ihr Erhalter ist.

Unaufhaltsam aber delogierte die Maschine die unbewertete Frauenarbeit,— immer mehr Frauen mußten hinaus ins feindliche Leben —, immer mehr Frauen produzierten für den Weltmarkt.

Die lang bewährten Mittel der weiblichen Selbstbehauptung wurden bald vielfach als hemmende und daher stachelnde Minderwertigkeiten empfunden.

Etwas stimmte hier nicht und wir überprüften, mißtrauisch geworden, unser führendes Lebensideal, — unsere bewußte Kritik lernte es anzweifeln, — bekämpfen, — nichtsdestoweniger wirkte es mächtig nach. „Wir waren Erstlinge und brieten zu Ehren alter Götzenbilder.“ Je unsicherer uns in diesem Stadium unsere Weiblichkeit machte, desto deutlicher trat unsere Sehnsucht nach Vermännlichung zutage.

Der „männliche Protest“ beginnt sich in den Anfängen der Frauenbewegung auffallend ostentativ zu geberden. Eine Sucht nach Vermännlichung in Kleidung und Gehaben macht sich vordringlich geltend. Die Frau mit demonstrativen männlichen Ambitionen inspiriert das Buch und das Schlagwort vom dritten Geschlecht.

In der Ablehnung der Liebe als Schicksal, der Liebe, an der sie sich arm und dumm gefüttert hatte, eine Ablehnung, die körperlich als Frigidität, als Liebesunempfindlichkeit zum Ausdruck gelangen kann und in der Propaganda der freien Liebe, — in den Forderungen männlicher Keuschheit und weiblicher Sexualfreiheit, äußert sich derselbe Wille nach aufwärts: die Durchbrechung der bisherigen weiblichen Rolle.

Wie sehr der männliche Protest, wie sehr die instinktivierte Überwerbung des Männlichen tatsächlich die Menschen beunruhigt und die Geschlechter gegeneinander hetzt, wie er sich äußerlich wandelt und welche Wege die Tendenzen seiner Auflösung gehen zu wollen scheinen, ist ein interessantes Kapitel Kulturpsychologie.

Es spricht zu uns aus Kunst und Leben.

Zu Demonstrationszwecken eignet sich am besten die repräsentative Literatur. Hier spiegelt sich am unmittelbarsten der Kampf und die Unrast der Zeiten, hier fühlen wir deutlich das Ringen alter und neuer „Gegenfiktionen“, die Erregungszustände, welche lebensnotwendig gewordene, soziale, ethische und ästhetische Neubildungen mit sich bringen, hier wie draußen kämpft das Ewig-Gestrige seinen Kampf mit dem Werdenden in der Zeit. „Dort, wo du nicht bist, dort ist das Glück,“ das ist eine uralte, ewige Lebensmelodie.

Sie klingt und schwingt in der Geschichte derer, die sie von Sieg zu Sieg führt und in den Krankengeschichten derer, denen sie nicht stimulierende Spannung, sondern hetzende Überspannung bedeutet. Unsere repräsentativste Literatur zeigt uns tatsächlich in zwingender Weise den männlichen Protest als Ruhestörer und Krankheitserreger. Ich will Ibsen als den feinsten Psychologen unter den modernen Dramatikern mit einigen vielsagenden Beispielen herausgreifen. Schon in den „Stützen der Gesellschaft" aus dem Jahre 1877 protestiert bei ihm Dina Dorf, und zwar dem geliebten Manne gegenüber, gegen die übliche passive weibliche Rolle. Das tief empfundene Bedürfnis, ein Minderwertigkeitsgefühl ausgleichen zu wollen, läßt sie nicht bedingungslos Ja zur Liebe sagen, — sie fügt diesem Ja die fast programmatisch klingenden Worte für den männlichen Protest der Frau hinzu, der die Möglichkeit der Eigenberechtigung ein berauschendes neues Erlebnis war: „Aber erst will ich arbeiten, selber etwas werden wie Sie, ich will nicht eine Sache sein, die man einfach an sich nimmt."

Eine solche Sache aber waren unzählige Noras in unzähligen Puppenheimen, und Ibsen zeigt uns bei seiner Heldin erst den männlichen Protest in weiblicher Maske, läßt ihn dann, als Nora sich genötigt sieht für Geld zu arbeiten, die Worte durchdringen, mit denen sie von der Freude an dieser Arbeit spricht, die bezeichnenden Worte: „Ich kam mir beinah wie ein Mann vor." Schließlich hören wir sie, als die Unzulänglichkeit ihrer bisherigen Gegenfiktionen, die den Mangel an selbstverantwortlicher Persönlichkeit als Reiz und Tugend erscheinen ließen, evident geworden ist, auf des Gatten: „Du bist in erster Linie Gattin und Mutter", erwidern: „Das glaube ich nicht mehr, ich glaube, daß ich vor allen Dingen ein Mensch bin, so gut wie du." So protestiert sie jetzt offensichtlich, wie sie früher durch kleine Lügen und anmutige Mätzchen zu ihrem Recht, d. h. obenauf, zur Herrschaft über die Situation gelangen wollte, und der Dichter hat ihre Abwendung von den Zusammenhängen, die sie und Unzählige ihresgleichen geschwächt und verkrüppelt haben, als einen Willen zur Gesundung hingestellt.

Das mußte in einer Zeit, wo eine stets wachsende Anzahl von Frauen unter recht erschwerenden Umständen den Befähigungsnachweis für den Daseinskampf erbrachte, sehr erregend wirken.

Die tiefe Unsicherheit der Frau, der alte Sicherheiten wanken und die mit allen Fasern nach neuen ringt, kommt bei Ibsen meisterhaft zum Ausdruck.

In der „Frau vom Meer" sehen wir wiederum eine in die Versorgungsehe Geflüchtete, die in neurotischer Überspannung ihre Notwendigkeiten so lange in allen Weiten und Fernen sucht, bis ihr der Gatte, ein guter Arzt, beweist, daß im Grunde auch sie nur keine Sache sein wollte, die man einfach an sich nimmt. „In Freiheit und unter eigener Verantwortung", wollte sie ihr Schicksal wählen, — wie der Mann.

Auch für die von Adler als äußerste „Revolten" bezeichneten Katastrophen des Selbstmords und des Wahnsinns, zu denen unterdrückte, irregeleitete Machttriebe führen können, bietet uns Ibsens Kunst Musterbeispiele.

Manngleich sein wollen, — die Gegenwehr gegen die weibliche Rolle, das hetzt Hedda Gabler bis zur Selbstvernichtung.

In ihrer Tragödie war es Ibsen, wie er an den Grafen Prozor schrieb, hauptsächlich darum zu tun gewesen, „Menschen, menschliche Stimmungen und menschliche Schicksale auf Grund gewisser Verhältnisse und Anschauungen" zu schildern. Das hieß hier offenbar unter Verhältnissen, die zuerst einmal die Gesundheit des weiblichen Nervenlebens gefährden und dann nach Frauen von den ausgetrockneten Instinkten, von den verödeten Muttertrieben einer Hedda Gabler zur Ehe drängen, wo sie ihrer Natur nach den meisten Schaden anrichten können.

Hedda Gabler ist gewissermaßen die Reinkultur des Schädlichen, wie sie die Höhere-Töchter-Existenz mit ihrer ziellosen Lebensleere, mit ihrem spielerischen Unernst in einem besonders disponierten Wesen zur Entfaltung bringen kann.

Hedda Gabler, die sich als Weib unterdrückt und verkürzt fühlte, die in die Konvenienzehe flüchtete, ohne sich ihr anpassen zu wollen, die Frau, welche der bohrende Neid ihrer Minderwertig-

keitsgefühle im physiologischen Ausnahmezustand werdender Mutterschaft zur Verbrecherin macht, — erschießt sich, weil sie ihre Selbstbehauptung nicht mehr anders erzwingen kann.

Und *Irene*, — in Ibsens Epilog, — ihr wird der *Wahnsinn die letzte Zuflucht* vor der Qual des Bewußtseins der Weibesrolle, *als Mittel zum Zweck* verbraucht worden zu sein.

Klar erkennt und sagt sie in einer lichten Stunde:

„Ich hatte auch ein Leben zu leben und ein Menschenschicksal zu erfüllen. Sieh, all das ließ ich liegen, warf ich hin, um dir untertan zu sein. O, das war ein Selbstmord, ein unverzeihliches Verbrechen an mir selbst.“

Dieses Verbrechen haben zahllose Frauen begangen, d. h. zur selben Zeit als die veränderten Verhältnisse das Frauenideal der Selbstentäußerung enttronten, — lernten sie ihr bisheriges Schicksal „*Schuld*“, eigene und fremde Schuld, nennen.

In demselben Maße wie ihre Macht wuchs, wandelte der männliche Protest seine Erscheinungsform.

Man erkannte bald, daß die äußerliche Angleichung an den Mann mit dem eigentlichen Wege zur Macht verhältnismäßig wenig zu tun hat, man fühlte klarer und klarer, daß man tiefer gehen, daß man den Inhalt der Begriffe männlich-weiblich, wie sie als erstarrte Gegensätze das menschliche Bewußtsein beherrschen, *revidierend* beeinflussen müsse.

Im Jahre 1904 hat *Marie Stritt* die Eröffnungsrede des internationalen Frauenkongresses in Berlin mit den Worten geschlossen: „Nicht um es den Männern gleichzutun, sondern um ihrer Andersartigkeit willen tritt die Frau ein und an die Entwicklung ihrer weiblichen Eigenschaft knüpft sie die Hoffnung, die freie, starke, mütterliche Frau der Zukunft zu werden“, und im selben Sinne schrieb *Marianne Hainisch* in der „Österr. Rundschau“:

„Abgeklärt und gesund zeigt sich heute die Frauenbewegung vor allem dadurch, daß sie frauenhaft ist und den Mann in keiner Weise nachahmen will, sondern nach der vollen Entwicklung der Frauenindividualität strebt, von welcher Entwicklung sie einen Zuwachs neuer Werte für die Gesellschaft erwartet.“

M a n s i e h t d i e S t u n d e g e k o m m e n , w o d e r m ä n n l i c h e P r o t e s t i n d i e T e c h n i k d e r I d e a l - b i l d u n g s e l b s t e i n g e f l o s s e n i s t , s o d a ß s i c h d a s F r a u e n i d e a l , d a m i t n a t ü r l i c h a u c h d i e F r a u e n a r t , u n a u f h a l t s a m w a n d e l t.

Gegenüber dem zählebigen Märchen von einer konstanten weiblichen Besonderheit, die es zu konservieren gilt, die zu erhalten im Bereich der Möglichkeit läge, zeigt uns die Wirklichkeit, wie die Doppelrolle der Frau als Mutter und weiblicher Mit-Mensch im neuzeitlichen Arbeitsleben notwendig Abänderungen der vielberufenen weiblichen Eigenart herbeiführt, wie im Strom des Lebens auch Weibes- und Mannesart nicht beharren kann, sondern variieren muß „nach dem Gesetz, nach dem wir angetreten“, ein Gesetz, das uns die Individualpsychologie enträtseln helfen will. Die Frau ist unter den Bedingungen des modernen Wirtschaftslebens nur imstande sich zu behaupten, wenn sie ihre Psychologie diesen Bedingungen anpaßt und, wir sehen heute die Gegenwehr gegen die weibliche Rolle, wie sie überlebte Verhältnisse festlegten, vorwiegend im Sinne der durch das Wörtchen „auch“ modifizierten Nietzscheworte aktiv werden: „Adel hat nur, was auch um seiner selbst willen existiert.“

Wie viel aber haben wir dabei vor allen Dingen in uns selbst zu überwinden, was die Tradition aus „guten“ Gründen heilig gesprochen hat!

„Leben heißt: dunkler Gewalten Spuk bekämpfen in sich,“ das erfahren wir Frauen auf Schritt und Tritt.

Diese dunklen Gewalten sind das eigentliche Gebiet der Wissenschaft, von der wir sprechen.

Die v e r g l e i c h e n d e I n d i v i d u a l p s y c h o - l o g i e leuchtet kühn hinein in den wirren Spuk.

Bei ihrem Lichte sehen wir das Individuum nach seinem Gesetz seine Leitlinie nach oben, zur Pyramidenspitze verfolgen, — wir sehen die Zeitverhältnisse, die sozialen Zusammenhänge, denen es einverleibt und einverseelt ist, mit denen es dabei notwendig rechnen muß, sich in seinem Bewußtsein als sittliche Antriebe spiegeln, sehen einen unaufhörlichen Wechselstrom individueller Expansionstriebe und sozialer Notwendig-

keiten, in dessen Wellen und Wirbeln als Minusvarianten die unproduktiven Neurotiker und Psychoten, als Plusvarianten die Genies auftauchen.

Die Minderwertigkeitsgefühle erweisen sich in diesem Prozeß als die Keimstätte der menschlichen Ideologien. Hier wurzeln die Religionen, — „die Furcht war es, die Götter schuf", sagt schon Petronius, — auf ihrem Boden wächst Gesetz und Recht, sie mobilisieren Prometheus' Titanentrotz und auch Fausts Erkenntnisdrang, — bei dessen „Philosophieren es sich bisher garnicht um Wahrheit, sondern um etwas anderes, sagen wir um Gesundheit, Zukunft, Wachstum, Macht, Leben handelte", denn: der Geist, der über den Wassern schwebt, ist der aus Minderwertigkeitsgefühlen hervorbrechende Trieb nach Machtsteigerung. Zugleich mit der Anpassung des Individuums an die Umwelt reguliert er die von Rudolf Goldscheid so hell beleuchtete steigende Macht des naturbeherrschenden Menschen, sich die Umwelt aktiv anzupassen, das Milieu zu gestalten und so den Ablauf des sozialen Lebens zu beeinflussen.

Wir dürfen somit weder vergessen, wie sehr wir abhängen von den Sachen, „die wir selber machen", noch, daß wir sie machen.

So gesehen, werden äußere Verhältnisse danach zu beurteilen, zu bekämpfen oder anzustreben sein, inwieweit sie geeignet erscheinen, die gegebenen menschlichen Machttriebe zur Entartung zu drängen oder kulturschöpferisch zu machen.

Nur die Gleichberechtigung der Geschlechter, Adler weist darauf hin, kann die Welt von den steten Beunruhigungen durch den männlichen Protest befreien, weil sie ihm den Boden entzieht und überhitzten Streit zu kulturförderndem Weltstreit sublimieren kann, sobald nicht das Geschlecht, sondern die Gesamtsumme individueller Leistungsfähigkeit über das Schicksal und den Lebensplan von Mann und Weib entscheiden. Aber Börnes Wort: „Rechte werden nicht gegeben, sondern nachgegeben", gilt noch heute.

Dennoch hat das Wissen des Menschen um seine biologischen und soziologischen Prozesse eine weittragende Bedeutung.

Nietzsche nennt es „eine neue, dem menschlichen Auge erst aufdämmernde Aufgabe, sich dieses Wissen einzuverleiben und instinktiv zu machen, eine Aufgabe, die nur von denen gesehen werden kann, die begriffen haben, daß unsere Bewußtheit sich auf Irrtümer bezieht".

Die vergleichende Individualpsychologie nun spürt diesen Irrtümern nach und stellt die inneren und äußeren Zustände unter Kontrolle, welche unsere Gegenfiktionen, unsere Ideologien schaffen. Diese Kontrolle aber erscheint tatsächlich als Vorbedingung einer bewußt kulturschöpferischen Entwicklung. Doch das Reich unbegrenzter Möglichkeiten, wohin das Wort „schöpferische Entwicklung" seit Bergson lockt, soll uns nicht von dem abgesteckten Thema der Frauenfrage abbringen.

Die Frauenfrage war und ist, zentral gefaßt, eine Mütterfrage.

Diese Tatsache drängt uns zu resümieren:

Wir sehen im Strom des Lebens die Frau durch ihre lebenswichtigste Leistung, durch die Mutterschaft, in Zeiten starker menschlicher Naturgebundenheit, in eine Abhängigkeit geraten, die sie jahrhundertelang zwingt, sich zu erniedrigen, weil sie sich nicht anders erhöhen kann, als indem sie die Demut ihre Tugend nennt, sozusagen in allen Tonarten den Gueusenstolz variiert.

Wir haben Minnedienst und Hexenverfolgung von einem neuen Standpunkte aus um ihren Sinn befragt, — und wieder scheint sich vor unserem schauenden Auge ein Ring zu schließen.

Wie die unfreiwillige Mutterschaft der abhängigen Frau unsere Ketten schmiedete, so kann der Wille der freigewordenen Frau, welche die Ehe als Versorgung nicht mehr braucht und Ja und Nein zur Mutterschaft sagen kann, die Menschen gesundender Gleichberechtigung entgegenführen helfen. Die Möglichkeit der Ablehnung der Mutterschaft bedeutet für die Frau einen Machtzuwachs, der ihren Aufstieg wesentlich beschleunigen kann.

Wenn wir in sozialdemokratischen Versammlungen ernsthaft die Frage des „Gebärstrikes" erörtert hören, dann verstehen wir den Gedankengang, der Maria v. Stach in

Adele Schreibers Sammelwerk „Mutterschaft" dahin führt, künftige Frauenorganisationen ins Auge zu fassen, wo das „Koalitionsrecht der Mütter", die „Gewerkschaft der Mütter", der „Generalstreik der Mütter" zu zielsichern Waffen gemacht worden sind. Aber auch wer nicht an eine programmatische Solidarität in diesen tiefsten Lebensdingen glaubt, ersieht aus der eindringlichen Zahlensprache der Geburtenstatistik in allen Kulturländern, wie es eine Lebensfrage der Gesellschaft wird, die Mutterschaftsleistung so zu bewerten, daß die Beeinträchtigung, die sie für die wirtschaftliche Werte schaffende Kraft der Frau bedeutet, auf eine Weise kompensiert wird, welche an ihre wichtigste Lebenserfüllung nicht mehr Abhängigkeit und Unterordnung knüpft, die den männlichen Protest in verhängnisvoller Weise mobilisieren muß.

Noch verhäßlicht er das Leben, noch träufelt er Gift in den Becher der Liebe, aber unablässig arbeitet die soziale Bewegung, die Frauenbewegung, die wachsende Macht wirtschaftlich frei werdender Individuen für die Gleichberechtigung der Geschlechter, für eine harmonischere, ausgeglichenere Menschlichkeit bei Mann und Weib.

So und nur so kann der neue Menschheitsadel verwirklicht werden, den Henrik Ibsen von zwei Seiten kommen sah, den er von den Frauen und den Arbeitern, also von der treibenden Kraft der Minderwertigkeitsgefühle erhoffte.

Die Sonnen- und Höhensehnsucht jener, die tief im Schatten wohnen, hilft die Zeit herbeiführen, von der Ibsen als Johannes Rosmer sagt: „Kein haßerfülltes Streiten mehr, — nur Wettstreit, jeder Wille, jeder Sinn vorwärts strebend, empor, — ein jeglicher auf seinem eigenen naturgegebenen Wege, das Glück aller geschaffen durch alle."

Nur die schöpferische Kraft der Not sprengt die Tore des neuen Reichs, wo endlich, endlich das Dichterwort zur Wirklichkeit werden kann: „Alle Menschen gleichgeboren, sind ein adliges Geschlecht."

Geleitwort

Wer heutzutage Psychologie treibt, zielt gemeiniglich darauf ab, allgemeingültige Gesetze des seelischen Geschehens zu finden. Erst ziemlich spät wurde in systematischer Weise der Versuch unternommen, die Reste, die sich einer solchen Verdampfung ins Allgemeine widersetzen, zu einer Psychologie der Differenzen zu verwerten. Und nur schüchtern und in weiter Ferne wird das Ziel erblickt, durch immer genauere Erfassung der individuellen Differenzen, gewissermaßen durch

einen Progressus in infinitum, dazu zu gelangen, das Individuum in seiner Eigenart zu erfassen.

Die Bezeichnung Individualpsychologie will nun eine entschlossene Umkehrung dieser Anschauungsweise ausdrücken. Sie will die Überzeugung kundgeben, daß psychisches Geschehen und seine Äußerungen nur aus dem individuellen Zusammenhang heraus verstanden werden können, daß alle psychologische Erkenntnis beim Individuum anhebt. Freilich wissen auch wir, daß eine restlose begriffliche Erfassung des Einzelfalls unmöglich ist; aber das kann uns nicht hindern, die Äußerungen einer Persönlichkeit in ihrem gewissermaßen historischen Zusammenhang zu betrachten, in jedem einzelnen Falle nach dem „Woher" und vor allem nach dem „Wohin", dem Ziel einer Erscheinung zu fragen und eine individuelle Antwort auf diese Frage zu verlangen. Und gerade weil sich die Persönlichkeit nicht in ihrer unmittelbaren Totalität dem Forscher erschließt, sondern wir stets mit einem mehr und mehr zu erfüllenden Persönlichkeits s c h e m a arbeiten müssen, sind wir davor bewahrt, im Einzelfall stecken zu bleiben und können zu allgemeinen Bewegungsgesetzen des menschlichen Seelenlebens gelangen.

Es kann nicht Aufgabe dieses Geleitwortes sein, die prinzipiellen Einwände, die gegen die Möglichkeit einer derartigen Psychologie erhoben werden, zu entkräften. Scheint es uns auch als das wichtigste, daß ein neuer wissenschaftlicher Standpunkt sich zunächst in konkreter wissenschaftlicher Arbeit bewährt, so wird es doch eine der Aufgaben unserer Zeitschrift sein, an der erkenntnistheoretischen Fundierung der Individualpsychologie mitzuarbeiten. Eines aber muß schon hier gesagt werden. Wenn wir uns an Probleme heranwagen, vor denen die Wissenschaft bisher zurückgeschreckt ist, so geschieht es deshalb, weil wir aus einer Erkenntnisquelle schöpfen können, deren Reichtum sich gegenwärtig auch nicht annähernd abschätzen läßt. Es ist dies die individualpsychologische Methode der Psychotherapie; sie zwingt

den Arzt, sich mit einer solchen Konkretheit und Intensität in das Seelenleben seines Patienten, in seine Entwicklung und Zielsetzung einzuleben, wie es vorher ohne Beispiel war. Man wende nicht ein, daß es sich dabei um pathologische Fälle handle. Denn einmal sind die dabei vorkommenden Abweichungen von der Norm in der allermannigfachsten Weise abgestuft, und dann zwingt gerade der Heilzweck den Arzt, sich bei ihrer Beurteilung ständig das Leitbild des „Normalen“ vor Augen zu halten und dieses immer wieder einer kritischen Prüfung zu unterwerfen. In der Pflege einer fruchtbaren Wechselbeziehung zwischen Psychotherapie und Psychologie wird also auch diese Zeitschrift ihren Schwerpunkt finden müssen. Sie hofft damit gleicherweise den praktischen Bedürfnissen des Psychotherapeuten wie den theoretischen Interessen des Psychologen zu dienen.

Damit aber haben wir andere Forschungsmethoden keineswegs ausgeschlossen. Im Prinzip kann jede der von der modernen Psychologie verwendeten Methoden von Fall zu Fall in den Dienst individualpsychologischer Fragestellung treten oder zumindest kann an eine individualpsychologische Ausnützung der mit ihr gewonnenen Ergebnisse gedacht werden. Nur die Individualpsychologie aber ist in der Lage, die instinktive Seelenkenntnis, die die Dichter in ihren Werken niedergelegt haben, wissenschaftlich auszuschöpfen und systematisch zu verwerten. Ebenso glaubt sie, an biographisches und autobiographisches Material mit geeigneterem Rüstzeug herantreten zu können als andere Richtungen.

Je näher die Individualpsychologie ihrem wissenschaftlichen Ziele kommt, desto mehr wird sie auch hoffen dürfen, in den Berufen, in denen es auf Menschenkenntnis und Menschenbehandlung ankommt, zu fruchtbarer Einwirkung auf die Praxis zu gelangen. In dieser Hinsicht liegt uns vor allem die Pädagogik am Herzen. Auch hier denken wir nicht an eine einseitige Abhängigkeit, sondern an Wechselwirkung und gegenseitige Förderung.

Es war in diesen kurzen Bemerkungen kaum möglich, auch nur die Grenzen des weiten Arbeitsgebietes abzustecken, das die Individualpsychologie und somit auch diese Zeitschrift vorfindet. Sie will der individualpsychologischen Forschung einen literarischen Mittelpunkt und ein Diskussionsorgan schaffen. Sie will aber auch versuchen, das Interesse für Individualpsychologie in solche wissenschaftliche Kreise zu tragen, die ihr bisher fern stehen. Sie wird es dabei aufs wärmste begrüßen, wenn zu der Schar ständiger Mitarbeiter, die ihr bereits gesichert sind, noch neue hinzutreten.

Dr. Carl Furtmüller.





